

AUF DEM WEG ZU EINER PROFESSION 2.0? | Das Selbstverständnis der Profession Soziale Arbeit in Österreich ist im Wandel

Peter Pantuček

Zusammenfassung | Eine Profession ohne abgegrenzten Zuständigkeitsbereich, ohne durchsetzbar standardisierte Ausbildung und ohne Struktur der Selbstverwaltung muss nicht einflusslos sein und kann, statt ihre Grenzen zu verteidigen, an der Entwicklung ihres Kerns arbeiten. Ausgehend von der österreichischen Situation wird die Rolle der Hochschulen für eine Profession Soziale Arbeit des 21. Jahrhunderts diskutiert. Weiterbildungsstudiengänge und Master mit offenen Zugängen spielen dabei nicht nur eine Nebenrolle.

Abstract | A profession in an unlimited field of competences that lacks a standardized education as well as any structure of self-administration does not necessarily lack any influence. Instead of defending its limits it can develop its core. Assuming the situation in Austria, the influence of the academic schools on the profession of social work during the 21st century will be discussed. Hereby advanced studies and master studies with public access play a negligible part.

Schlüsselwörter ▶ Österreich
▶ Soziale Arbeit ▶ Professionalisierung
▶ Hochschule ▶ Weiterbildung

Einleitung | Kommt man aus einem der kleineren deutschsprachigen Länder, dann ist die Gefahr groß, dass man gebeten wird, über dieses Land zu reden und zu schreiben. Allzu leicht tappt man in die Falle und sagt zu. Dazu hat man schon was zu sagen, meint man. Das ist zwar richtig, aber doch ein Irrtum. Ich kann nichts über das Selbstverständnis der Profession Soziale Arbeit in Österreich schreiben, weil ich das nicht untersucht habe und keinen Text über eine Untersuchung kenne, die den Namen verdienen würde. Ja, ich weiß nicht einmal, was die Profession Sozialer Arbeit genau ist; was sie in Österreich ist, was in Deutschland, was in der Schweiz. Und die Rolle

des Österreich-Vertreters liegt mir auch deswegen nicht, weil meine Einschätzung von Lage und Perspektiven der Sozialen Arbeit wohl auch nur wenig Zustimmung in meinem Land finden wird. Dafür kann ich zumindest episodische Evidenz geltend machen.

Ich nehme daher für mich in Anspruch, anhand der österreichischen Situation und der hier zu diskutierenden Aspekte einige grundlegende Fragen des Verständnisses von Ausbildung, hochschulischer Bildung und Beruflichkeit beziehungsweise Professionalisierung abzuhandeln und werde mich nun doch an das Unmögliche machen und mit der Erklärung des notwendigerweise Unklaren beginnen.

Profession der Sozialen Arbeit? | In Österreich existiert eine Ausbildungstradition, die vor 100 Jahren mit der Gründung der Vereinigten Fachkurse für Volkspflege durch Ilse Arlt begonnen hat, der bald weitere vergleichbare Schulen folgten. Fortgesetzt wurde das nach dem Zweiten Weltkrieg durch Fürsorgeschulen, schließlich Lehranstalten für gehobene Sozialberufe, dann Akademien für Sozialarbeit. Letztere bereits klar postsekundär positioniert. Diese wurden schließlich, beginnend mit 2001, durch die Fachhochschul-Diplomstudiengänge Sozialarbeit, später die Bachelor und Master Soziale Arbeit ersetzt. Daneben gab und gibt es eine Fülle von Berufsausbildungsformen für verschiedenste Sozialberufe unterhalb des tertiären Levels, unter anderem die früheren Erzieherfachschulen und Kollegs, die irgendwann in Kollegs für Sozialpädagogik umbenannt wurden. Sie unterliegen dem Schulorganisationsgesetz und sind gezwungen, auf Basis eines in seinen wesentlichen Teilen aus den 1960er-Jahren stammenden Lehrplans zu unterrichten. Die sozialpädagogischen Universitätsstudiengänge in Graz und Klagenfurt ergänzen das Feld.

Die Branche hat in Österreich wie auch in Deutschland Jahrzehnte der Expansion und Ausdifferenzierung erlebt, die, wie es scheint, immer noch nicht an ein Ende gekommen sind. Die Zahl der Studienplätze für Soziale Arbeit hat damit nicht annähernd Schritt gehalten und die Zahl der Absolventinnen und Absolventen ist – bezogen auf die Bevölkerungszahl – gering. Die etwa gleich große Schweiz entlässt jährlich mehr als doppelt so viele Bachelor der Sozialen Arbeit in das Berufsleben oder in ein Masterstudium. Die großen Träger des Sozialwesens besetzen daher

viele Posten, deren Anforderungsprofile exakt zur Sozialarbeit passen, mit Personen, die keine einschlägige Bildung haben oder eine Ausbildung unterhalb des tertiären Niveaus.

Wenn wir uns also auf das Thema dieses Heftes beziehen, auf die Wechselwirkungen zwischen Ausbildung und Profession, dann kann vorerst ein quantitatives Faktum festgehalten werden: Die Hochschulen können aufgrund politischer Entscheidungen in Österreich quantitativ nicht liefern, was das Praxisfeld verlangt. Es ist naheliegend, dass dies Auswirkungen auf die Qualität der Praxis hat und dass unsere Absolventinnen und Absolventen damit fertig werden müssen, dass sie vor Ort mit einer Mehrzahl von fachlich wenig oder ganz anders ausgebildeten Kollegen und Kolleginnen konfrontiert sind, die aber nicht mit komplementären, sondern mit den gleichen Aufgaben betraut werden. Für die Aufrechterhaltung der fachlichen Identität ist das eine ebenso schwierige Rahmenbedingung wie für die mehrprofessionelle Kooperation. Soweit ich das beobachten kann, scheinen allerdings die Absolventinnen und Absolventen der Hochschulstudiengänge mit den Irritationen mindestens ebenso gut, wenn nicht besser umgehen zu können wie die „alten“ Diplomsozialarbeiterinnen und Diplomsozialarbeiter.

Offen bleibt die Frage, was denn nun die „Profession Sozialer Arbeit“ sein könnte. Ein Vergleich mit den klassischen Professionen scheint mir immer weniger passend. Für das, was ich unter „Sozialarbeit“ verstehe – durchaus in Abgrenzung zum verwachsenen, scheinbar integrativen Begriff der „Sozialen Arbeit“, gibt es meines Erachtens einen Kernbestand an Aufgaben und eine typische Struktur der Herangehensweise. Ich werde versuchen, das kurz (und daher auch verkürzt) zu skizzieren: Ausgangspunkt ist jeweils die Formulierung eines Problems, das dann zu kontextualisieren ist und dabei in der Regel umformuliert wird. Das kann ein individuelles Problem der Lebensführung sein oder ein Problem in der Alltagsgestaltung einer Kommune. Der Interventionsprozess besteht in der Arbeit an der Problemformulierung, in der Einbeziehung anderer relevanter Akteure, in der Aushandlung und in der Ermöglichung von Aushandlung. Der Prozess ist stets ein Prozess der Problembearbeitung, er ist gleichzeitig individualisierend und auf das Soziale der Beziehungen und der Gesellschaft beziehungsweise des Staates bezogen.

Auf beide Seiten, den Blick auf die gesellschaftlichen Bedingungen und die Notwendigkeit der konsequenten Individualisierung der Hilfe, hat bereits *Ilse Arlt* beharrlich hingewiesen. Will man theoretisch präzisieren, welche Probleme von der Sozialarbeit bearbeitet werden können, so schlage ich die Trias Inklusion in gesellschaftliche Funktionssysteme (Teilhabemöglichkeit an den Leistungen der gesellschaftlichen Infrastruktur), Existenzsicherung und bestimmte Aspekte der individuellen Funktionsfähigkeit vor. Ausbuchstabiert ist das in den Ausführungen zum Inklusions-Chart (*Pantuček* 2012, S. 239-274). Der sozialpädagogische Zugang hingegen ist nicht strukturell problemlösend angelegt (obwohl jede praktische Tätigkeit immer auch problemlösende Komponenten beinhaltet). Mit ihm beschäftige ich mich in der Folge weniger.

Der österreichische Berufsverband OBDS beschränkt seine Aufmerksamkeit auf die Absolventinnen und Absolventen der Akademien für Sozialarbeit beziehungsweise der Bachelorstudiengänge Soziale Arbeit. Die Engführung des Verständnisses der Profession geriet durch die Entscheidung der Hochschulen, zu den Masterstudiengängen Soziale Arbeit auch Absolventinnen und Absolventen benachbarter Studiengänge zuzulassen, in Bedrängnis. Sollen Personen, die zuerst Kultur- und Sozialanthropologie, Bildungswissenschaften, Gesundheitswissenschaften, Soziologie oder Psychologie studiert haben, als Sozialarbeiterinnen beziehungsweise Sozialarbeiter akzeptiert werden? Unter Schmerzen entschied sich der Verband dafür, allgemein akzeptiert ist das aber noch lange nicht. Das Modell hybrider Identitäten wird von Einzelnen schon lange genutzt und ist auf dem Arbeitsmarkt durchaus erfolgreich, überschreitet aber überkommene Vorstellungen einer exklusiven professionellen Identität und wirkt daher überfordernd. Das strukturelle Minderwertigkeitsgefühl von Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern als Ausdruck einer prekären Basis an beruflichen und wissenschaftlichen Verfahren begünstigt die Tendenz zur Schließung, wo Öffnung angesagt wäre.

Eine Antwort auf die Frage, was und wen denn nun die Profession Sozialer Arbeit umfasst, ist meines Erachtens nicht empirisch zu finden, sondern obliegt einer berufs- und hochschulpolitischen Entscheidung mit weitreichenden Folgen für die Zukunft und für die strategische Ausrichtung.

Die konventionelle Antwort wäre, die Grenzen dicht zu machen: ein Ausbildungsgang, eine Initiation, eine kammerähnliche Berufsorganisation, ein für die Mitglieder reserviertes Tätigkeitsfeld. Neben den traditionellen Professionen gelang das in Österreich einigen Berufen, die relativ eindeutig und anschaulich zu beschreibende Tätigkeitsbereiche haben, so zum Beispiel den Hebammen. Der wiederholte Anlauf des OBDS, ein Berufsgesetz für Sozialarbeit via Lobbying auf den Weg zu bringen, ist in jüngster Zeit und wahrscheinlich für länger gescheitert. Es könnte sein, dass das ein Segen ist.

Im Gegensatz zum Beispiel zu Psychologinnen und Psychologen haben nämlich die Absolventinnen und Absolventen von Sozialarbeitsstudiengängen keine Probleme, am Arbeitsmarkt unterzukommen. Die Zahl der arbeitslosen Absolventinnen und Absolventen bewegt sich um zwei Prozent und zunehmend werden Absolventinnen und Absolventen deutscher Studiengänge in Österreich beschäftigt. Es scheint also entgegen einer bis vor Kurzem des Öfteren geäußerten, nun aber eher verstummten Einschätzung und Befürchtung nicht so zu sein, als wäre das Studium praxisfern, und es scheint auch nicht so, als wären die Absolventinnen und Absolventen auf für sie reservierte Arbeitsplätze angewiesen. Die Existenz teils seltsamer Ausbildungsgänge, die sich beim Wissensstand der Sozialen Arbeit bedienen, weist vielmehr darauf hin, dass die Expertise im Praxisfeld gefragt ist und dass die Nachfrage nach dieser Expertise weit über das hinausgeht, was durch akademisch ausgebildetes Personal abgedeckt werden kann.

Profession 2.0 | Doch gibt es auch eine unkonventionelle Antwort auf die Frage der Profession? Es gibt sie, und ich werde versuchen, sie zu skizzieren. Die unkonventionelle Antwort fasst Profession nicht als ein personell geschlossenes Mini-Universum, sondern als ein Feld von Perspektiven, Wissen und Techniken. Sie wäre demnach nicht durch den Status ihrer Mitglieder, sondern durch einen inhaltlichen Zusammenhang definiert. Zu einem Professionsfeld wird dieser Zusammenhang durch mehrere Faktoren:

- ▲ die Bearbeitung eines gesellschaftlich bedeutenden Wertes (das kennen wir schon aus der klassischen Professionstheorie);
- ▲ die Verbindung mit einer akademischen Struktur der Lehre und Forschung;
- ▲ einen zusammenhängenden Wissenskorpus, der

sich aus einer Handlungslehre, Formen der beruflichen Reflexion, Ergebnissen empirischer Forschung und Theorieproduktion zusammensetzt.

Das Feld der Medizin beziehungsweise des Gesundheitswesens ist älter und hat sich früh hierarchisch strukturiert. Die Medizin als Leitprofession war lange unbestritten und deren Definitionsmacht wird erst in letzter Zeit durch die größere Zahl der paramedizinischen Berufe, die Gesundheitswissenschaften und die Gesundheitsökonomie angekratzt. Eine vergleichbare Entwicklung gab es im Feld des Sozialen nicht. Mangels universitärer Verankerung der Sozialarbeit entwickelte sich keine stabile Leitprofession der Branche. Für lange Zeit waren es Juristinnen und Juristen, in manchen Feldern Ärztinnen und Ärzte, die die Definitionsmacht und die Leitungspositionen okkupierten. Die logische Leitprofession des Sozialwesens wäre die Sozialarbeit¹. Eine Sozialarbeit, die sich als Profession versteht, die neben dem Bemühen um die Existenzsicherung ihrer Klientel Prozesse der Inklusion beziehungsweise der Exklusion zu beeinflussen sucht und damit gleichzeitig individualisierend wie politisierend arbeiten muss.

Folgt man der US-amerikanischen National Association of Social Workers, so umfasst die sozialarbeiterische Praxis „direct practice, community organizing, supervision, consultation, administration, advocacy, social and political action, policy development and implementation, education, and research and evaluation“ (National Association of Social Workers 1996). Ausbildung (education) wäre wie auch Forschung eine Praxisform. Vieles spricht für dieses Verständnis und gegen eine Gegenüberstellung von „der Praxis“ und „der Ausbildung“ oder „der Wissenschaft“.

So gesehen sind Frontline-Praxis, Programmplanung und Programmorganisation, Ausbildung und Forschung einander nebengeordnet, sind verschiedene Ausprägungen der Sozialen Arbeit. Und vor allem: Die Lehrenden und Forschenden sind ebenso Praktiker und Praktikerinnen der Sozialen Arbeit wie die an der Frontline Praktizierenden auch – an einem anderen Ort und mit anderen Aufgaben, gemeinsam verpflichtet den Zielen, Grundsätzen und dem Ethos des Berufs. Damit gerät weniger das Trennende in das Blickfeld als die Arbeitsteilung beim Versuch, die gemeinsamen Ziele zu erreichen.

¹ Hier dezidiert: die Sozialarbeit, nicht die (Sozial-)Pädagogik, die sich diese Rolle durch ihren engführenden Fokus auf Bildungsprozesse verbaut.

Wenn man das Verhältnis der Ausbildung zu den anderen Formen sozialarbeiterischer Praxis betrachten will, so ist die Landschaft dieser Praxen vielfältig und reicht von direkter Interaktion mit Klientinnen und Klienten über Interaktionen mit Personen aus deren Umfeld und mit lokalen Akteurinnen und Akteuren bis zu organisatorischen, forschenden und politischen Praxen. Das Bild, das sich spontan aufdrängen mag, wenn man an den idealtypischen „Praktizierenden“ der Sozialen Arbeit denkt, führt allzu leicht in die Irre. Es gibt so etwas wie eine „Einheit der Praxen“ – sonst wäre es sinnlos, überhaupt von Sozialer Arbeit als Beruf zu sprechen. Aber gleichzeitig sind die Praxisformen umfänglich ausdifferenziert. Das ist auch gut so und ist eine Nebenerscheinung des Erfolgs der Sozialen Arbeit.

Als ich in den 1970er-Jahren meine Ausbildung an der Lehranstalt der Stadt Wien für gehobene Sozialberufe absolvierte, waren die Einsatzbereiche überschaubar. Sozialarbeiterinnen (männliche Sozialarbeiter gab es kaum) waren vorrangig in Behörden beschäftigt (Simon 1975), in Leitungsfunktionen waren sie kaum zu finden und von Sozialarbeitsforschung oder gar Sozialarbeitswissenschaft war noch keine Rede. Als Wissenschaft galten Psychologie, Soziologie, Politologie, Rechtswissenschaft, Medizin und allenfalls auch die Psychoanalyse. Am wissenschaftlichen Charakter der Pädagogik hatten wir so unsere Zweifel, aber das lag vielleicht an deren Repräsentanten im Kollegium. Das Nischendasein kam jedoch an sein Ende und jetzt besteht die Chance, Soziale Arbeit zu einer Profession des 21. Jahrhunderts zu machen.

Die Funktion der Hochschulen | Versteht man die Profession als Feld, dann ist die Funktion der Hochschulen nicht auf die Ausbildung des professionellen Personals beschränkt, wobei für akademische Bildung „Ausbildung“ ohnehin ein wenig passender Terminus ist, und die Ausbildung nicht auf die Hochschulen. Neben und unterhalb der Hochschulen greifen Bildungsgänge auf die Wissensbestände der Sozialen Arbeit zurück und sozialisieren Personen in Teil- und Hybrid-Professionalitäten hinein.² Und angesichts des angewachsenen Wissensbestandes gelingt es den Hochschulstudiengängen nicht (mehr), umfassend das nötige rechtliche, soziologische, psychologische und methodische Wissen bereitzustellen. Das hat weniger mit dem Bologna-Prozess zu tun,

dessen vermeintlich negative Auswirkungen meines Erachtens maßlos überschätzt werden³, mehr mit säkularen gesellschaftlichen Wandlungsprozessen und dem Wachstum sowie der Ausdifferenzierung der Praxisfelder.

Was regelmäßig unterschätzt wird, sind jene Bildungsprozesse, die „on the job“ stattfinden. Für die hochschulgebildeten Profis bleibt, weil im Studium nur exemplarisch vorgegangen werden kann, ein großer Teil des handlungsrelevanten Wissens unerworben. Es wird am Arbeitsplatz angeeignet. Und wenn der Studiengang ein guter war und sie ihn zu nutzen verstanden, ersetzt die Sozialisation vor Ort nicht, was sie schon gelernt haben, obwohl auch das vorkommen soll, sondern ergänzt es, präzisiert es und tritt in Dialog mit dem Grundlagen- und Orientierungswissen, mit der Reflexionsfähigkeit und den Qualitätsansprüchen, die im Studium erdiskutiert und gebildet wurden.

Das darf nicht so missverstanden werden, dass die Hochschule nur für die Herausbildung der Reflexionskompetenz zuständig wäre. Das zwar auch, aber ohne einen Grundstock an Fertigkeiten und Techniken der Profession, von der Gesprächsführung über Beziehungsgestaltung bis zu Diagnostik und individualisierter Interventionsplanung bliebe die Reflexion abstrakt und besserwisserisch, auf der „technischen“ Ebene kämen von der Hochschule keine Impulse in das Praxisfeld.

Die Qualität eines Hochschulstudiums erweist sich also darin, dass die Absolventinnen und Absolventen aufsetzend auf im Studium erworbene Basiskompetenzen auf das Weiterlernen vorbereitet sind. Und die Qualität der professionellen Praxis wird nur dann stimmen, wenn die Trägerorganisationen vom Berufseintritt der Absolventinnen und Absolventen

2 In Österreich sind das zum Beispiel die Behindertenfachbetreuenden, die sozialpädagogischen Fachbetreuenden, die in Kollegs ausgebildeten „Sozialpädagoginnen und -pädagogen“, die „Lebens- und Sozialberaterinnen und -berater“ sowie die Absolventinnen und Absolventen von freizeitpädagogischen Lehrgängen beziehungsweise thematisch benachbarter Studienrichtungen, die in der Sozialwirtschaft einen Arbeitsplatz finden.

3 Die fatale Bürokratisierung und managerialistische Verformung der Hochschulen hat bereits vor dem Bologna-Prozess eingesetzt und würde uns wohl auch ohne ihn beschäftigen, ärgern und manchmal zur stillen Verzweiflung bringen.

an deren weiteren Bildungsprozess in der Organisation und außerhalb ermöglichen und unterstützen, ohne den bisherigen Bildungsprozess abzuwerten.⁴

Hochschulen als Weiterbildungseinrichtungen | Wie aber ist mit jenen Akteurinnen und Akteuren im Feld umzugehen, die nicht den klassischen Weg vom Abitur über das Studium der Sozialen Arbeit in die Praxis gegangen sind? Wenn die Hochschulen sich nicht auf eine obsoletere und bornierte Standespolitik zurückziehen wollen, sind sie gut beraten, sich für das gesamte Feld zu öffnen, sich als Zentrum professioneller Bildung zu verstehen, zu dem es viele Wege gibt und das angepasste Angebote bereitstellt. Dazu gehört die Anerkennung von außerhalb der Hochschule erworbenen Qualifikationen, auch solchen, die „on the job“ erworben wurden. Neben den konventionellen Studiengängen kann es ein breites Angebot an Weiterbildungsmodulen und Weiterbildungsstudiengängen geben. Soweit das durch die rechtlichen Rahmenbedingungen möglich ist, sollten diese auch den Praktikerinnen und Praktikern, die nicht den Weg über ein Hochschulstudium gegangen sind, die Chance eröffnen, einen vollwertigen Masterabschluss zu erwerben.

Die Herausforderung einer solchen Angebotsarchitektur besteht darin, sie unter Aufrechterhaltung der akademischen Qualitätskriterien zu gestalten. Es sollen ja nicht nur Praktikerinnen und Praktiker mit formalen Abschlüssen versorgt werden, sie sollen stattdessen die zentralen Fertigkeiten erwerben, die für Personen mit akademischem Abschluss typisch sind oder sein sollten. Dies sind die Fähigkeiten zur kritischen Würdigung von Fakten und zur Selbstkritik sowie die Fähigkeit, sich rasch über den Wissens- und Diskussionsstand zu einer Frage zu orientieren etc.

Um das zu erreichen, müssen sie nicht nur etwas lernen, sondern müssen auch viel verlernen, zum Beispiel die raschen und routinierten Gewissheiten, die in der alltäglichen Praxis so hilfreich sind. Was sie zuerst zu lernen haben, ist, das eigene Nichtwissen zu erkennen und sich daran zu gewöhnen, dass das erkannte Nichtwissen mit dem weiteren Wissenser-

4 Eine verbreitete Form der Abwertung ist der Satz „Schau dir einmal die Praxis an, die ist anders als das, was du auf der Hochschule gelernt hast“. Ähnliche Haltungen delegitimieren das Wissen der Fachkräfte und versuchen, sie auf die Routinen und scheinbaren Gewissheiten der Organisation zu verpflichten. Nicht wenige unterwerfen sich bequemerweise dieser Zumutung.

werb nicht kleiner, sondern größer wird. Kein anderer Ort als die Hochschule kann diese zentrale Kompetenz vermitteln, die über einen engen Berufsbereich hinaus verweist und es ermöglicht, sich auch anderen Feldern und Fragen als den bereits bekannten gleichermaßen demütig wie souverän zu nähern (siehe dazu Baecker 2007).

Damit werden die Wege zu einem Hochschulabschluss vielfältiger, ja auch die Abschlüsse werden vielfältiger werden. Die Hochschule wird nicht durch ein staatlich garantiertes Monopol, sondern durch ihre Funktion und die Qualität ihrer Angebote im Zentrum des professionellen Feldes der Sozialen Arbeit stehen. Mir scheint das eine angemessenere Vision zu sein als das Dichtmachen von Grenzen. Die Entscheidung des politischen Systems in Österreich, Weiterbildung nicht zu fördern und die Hochschulen zu zwingen, die Kosten auf die Studierenden abzuwälzen, bedeutet hier Einschränkungen, die jedoch nicht dadurch ausgeglichen werden können, dass die Hochschulen auf umfassende Angebote für Interessierte mit untypischen (und damit aber auch schon wieder typischen) Bildungskarrieren verzichten.

Diese grundlegenden Überlegungen finden einen aktuellen Anlass, der durch zwei Debatten in Österreich gegeben ist. Die erste betrifft die Frage, ob die Hochschulen auf die geringe Zahl an Bachelorstudienplätzen für Soziale Arbeit so reagieren können beziehungsweise sollen, dass sie kostenpflichtige, bachelorähnliche Diplomlehrgänge anbieten. Die zweite ist jene, ob der Zugang zu Weiterbildungsmasterlehrgängen unter Anrechnung von außerhalb der Hochschulen erworbenen Qualifikationen so offen gestaltet werden soll, wie es neuerdings das Gesetz ermöglicht.

Mein Antwortvorschlag ist unter einer nicht unwesentlichen Voraussetzung in beiden Fällen ein klares Ja: Was wie ein Bachelor aussieht, soll auch qualitativ wie ein Bachelor sein, also nicht bloß eine eng spezialisierte Berufsausbildung, sondern darüber hinaus die Vorzüge akademischer Bildung beinhalten. Was mit einem Master abschließt, soll tatsächlich dem Masterniveau adäquat sein. Hier können sich die Hochschulen vom Wildwuchs der auf dem Markt befindlichen Ausbildungsgänge absetzen. Es ist auch selbstverständlich, dass die Hochschulen zu den Themen der Weiterbildungsstudiengänge Forschungsaktivitäten entwickeln müssen.

Die Herausforderungen für die Hochschulen, die sich aus diesem Programm ergeben, sind enorm, aber spannend. Die Hochschulen (nicht alle, manche sind bereits ein gutes Stück dieses Wegs gegangen) müssen sich neu erfinden und neu definieren. Die Weiterbildungsaktivitäten wären kein Nebengeschäft mehr, sondern im Gegenteil ein zentraler Hebel, mit dem sie auf die Entwicklung des Professionsfeldes einen günstigen Einfluss nehmen können. Dafür ist es erforderlich, die Hochschuldidaktik weiterzuentwickeln. Sie muss das berufsbegleitende Studieren anbieten, das in der Praxis erworbene Wissen einbeziehen und das Lernen am Arbeitsplatz ermöglichen.

Letztlich geht es darum, die potenziell so produktive Spannung zwischen dem Abstrakten und dem Konkreten für Lehr- und Lernprozesse zu nutzen. Dabei sind die unterschiedlichen Praxiserfahrungen der Teilnehmerinnen und Teilnehmer von Weiterbildungsveranstaltungen äußerst nützlich. Lässt man zu, dass sie in den Lehrveranstaltungen thematisiert werden, dann stellt sich die Frage der Verallgemeinerbarkeit von selbst. In Konfrontation mit den theoretischen und empirischen Befunden, die zuerst von den Lehrenden eingebracht und später zunehmend von den Studierenden selbst gesucht werden, können sich dialogische Lernprozesse ergeben, wie sie in grundständigen Studiengängen kaum zu erzielen sind.

Karriereverläufe zwischen Praxis und Hochschule | Wenn ich nun die Hochschulen als zentrale Orte der professionellen Bildung skizziert habe, so bleibt doch unbestritten, dass entscheidende Weichenstellungen für die Professionsentwicklung an anderer Stelle getroffen werden, nämlich bei den Trägern und ihrer Anstellungspolitik, der Definition der Aufgaben, der Strukturierung der Arbeit und der Kommunikation, die ihre Rahmenbedingungen durch die vorgegebenen Strukturen und Ressourcen staatlicher Programme erhalten. In Betrachtung der österreichischen Landschaft fällt hier auf, dass von einer einheitlichen Tendenz kaum gesprochen werden kann. Prozesse der Dequalifizierung sind ebenso beobachtbar wie günstige Entwicklungen unterstützter Professionalisierung und mehrprofessioneller Zusammenarbeit auf hohem Niveau. Dabei ist es keineswegs so, dass jene Organisationen, in denen der Anteil von „klassisch“ ausgebildeten Sozialarbeiterinnen und Sozialarbeitern am höchsten ist, auch das höchste Niveau an professioneller Selbstorganisation und Selbstreflexion errei-

chen und Soziale Arbeit auf der Höhe der Zeit praktizieren. Berufliche Monokulturen, wie sie nicht nur die Soziale Arbeit, sondern beispielsweise auch das Schulwesen zeigt, neigen offensichtlich zu Dynamiken der Schließung und der organisationalen Selbstgewissheit und Selbstgenügsamkeit, die der Entwicklung professioneller Qualität nicht förderlich sind.

Punktuell ist bereits ein positiver Aspekt der Bologna-Reformen zu beobachten: Die Gliederung in Bachelor- und Masterstudium ermöglicht es Fachkräften, nach einer Praxisphase wieder an die Hochschule zurückzukehren und in einem berufsbegleitenden Masterstudium Distanz zu gewinnen, die Perspektive zu erweitern sowie konzeptuelle und analytische Kompetenzen auszubauen. Der individuelle Gewinn ist ebenso beträchtlich wie der Nutzen für die Organisation. Damit wurden auch die Verschränkungen zwischen organisationsbasierter Praxis, Forschung und Lehre zahlreicher. Man könnte das zu Recht als Win-win-Situation beschreiben (auch wenn uns diese Phrase aufgrund ihrer inflationären Verwendung im managerialistischen Sprachgebrauch schon gehörig nerven mag). Die vorerst in Österreich relativ geringe Nachfrage nach den Masterprogrammen zeigt, dass die Trägerorganisationen und die Mehrzahl der Praktikerinnen und Praktiker deren Potenzial noch nicht erkannt haben. Es bleibt zu hoffen, dass sich das sukzessive verbessern wird.

Wenn oben beschrieben wurde, dass viele Trägerorganisationen unqualifiziertes oder wenig qualifiziertes Personal anstellen – durchaus nicht mutwillig, sondern oft der Not gehorchend – gewinnen auch berufsbegleitende Bachelorstudiengänge eine wichtige Rolle in der Professionsentwicklung. Das Team der Fachhochschule St. Pölten investierte viel in den Aufbau einer adäquaten Organisationsform und Didaktik. War zu Zeiten der Akademie in den 1980er- und 1990er-Jahren das berufsbegleitende Studium noch eher als „Studium light“ zu betrachten, konnte durch die konsequente Erneuerung der Hochschuldidaktik (Fellöcker 2008) das Bild grundlegend verändert werden: Die Vollzeitform des Bachelorstudiums hat durchaus Schwierigkeiten, das Niveau der berufsbegleitenden Form zu halten, und die Nachfrage steigt kontinuierlich und in letzter Zeit sogar sprunghaft an. Hier zeichnet sich auch ein neues Bild der Profession ab: Ein Sozialarbeitsstudium war in Österreich früher fast ausschließlich ein Erststudium, heute hat sich

die Zahl der Zugänge und Bildungskarrieren vermehrt und eine wachsende Zahl an Personen mit einem anderen Erststudium oder mit vorangegangenen außerhochschulischen Ausbildungen und Erfahrungen wählt ein Studium Sozialer Arbeit auf Bachelor- oder Masterniveau, um in ihrem Arbeitsfeld kompetenter und flexibler zu werden. Sie fühlen sich der Profession verbunden, behalten oder entwickeln aber eine hybride berufliche Identität. Man kann das nun als Gefahr sehen, wie manche Berufsvertreterinnen und -vertreter, oder als eindeutigen Gewinn, wie ich geneigt bin vorzuschlagen.

Die in einer konventionellen Sichtweise beklagten Schwächen der Sozialen Arbeit, nämlich der mangelnde Titelschutz, das mangelnde Monopol der Profession auf bestimmte Aufgabenfelder und die Unterentwicklung berufsständischer Selbstorganisation, erweisen sich als Vorzüge und Potenziale, um ein Professionsfeld zu gestalten, das den Anforderungen des 21. Jahrhunderts entspricht. Die Abgrenzungsdiskurse und Borniertheiten werden sich selbst erledigen, auch wenn sie geeignet sind, für eine Zeit noch die Stimmung zu vergiften und bei Teilen der Workforce ein Selbstbild der ständigen Bedrohtheit zu fördern.

Professor Mag. Dr. Peter Pantuček, Diplomsozialarbeiter, Soziologe und Supervisor, lehrt an der Fachhochschule St. Pölten und ist dort Leiter des Departments Soziale Arbeit und des Masterstudiengangs Soziale Arbeit. E-Mail: peter@pantucek.com

Literatur

- Baecker**, Dirk: Kleine Universitäten. Dichte Vernetzungen im globalen Kampf um geistige Kapazitäten. In: *Lettre International* 77/2007, S. 82-85
- Fellöcker**, Kurt: Blended Learning im Rahmen des berufsbegleitenden Bachelorstudiums Soziale Arbeit. In: Pantuček, Peter; Schmid, Tom; Vyslouzil, Monika (Hrsg.): *Recht. SO – Menschenrechte und Probleme der Sozialarbeit*. Festschrift für Karl Dvorak. St. Pölten 2008, S. 210-226
- National Association of Social Workers (NASW)**: Code of Ethics. Washington D.C. 1996
- Pantuček**, Peter: *Soziale Diagnostik. Verfahren für die Praxis Sozialer Arbeit*. Wien 2012
- Simon**, Maria: Probleme der Professionalisierung der Sozialarbeit in Österreich. In: *Nachrichtendienst* 12/1975

ALLGEMEINES

Woche des bürgerschaftlichen Engagements.

Bundesweit sollen in der Aktionswoche vom 24. September bis zum 3. Oktober möglichst viele Vereine, Initiativen, Organisationen, staatliche Institutionen und Unternehmen unter dem gemeinsamen Motto „Engagement macht stark!“ auf ihre Freiwilligenprogramme, Projekte und Initiativen aufmerksam machen. Das Ziel der Aktionswoche ist es, das bürgerschaftliche Engagement von rund 23 Mio. Menschen in Deutschland in seiner Vielfalt öffentlich sichtbar zu machen. Bis zum Beginn der Aktionswoche können die Projekte und Aktivitäten zur diesjährigen Woche in den Engagementkalender 2012 eintragen werden. Das Anmeldeformular und weitere Informationen können im Internet unter der URL http://www.engagement-macht-stark.de/index.php?option=com_wrapper&view=wrapper&Itemid=443 abgerufen werden. Quelle: Pressemitteilung des Bundesnetzwerkes Bürgerschaftliches Engagement vom 29.6.2012

Diakonisches Werk und Evangelischer Entwicklungsdienst vereint. Der Evangelische Entwicklungsdienst (EED) und das Diakonische Werk der Evangelischen Kirche in Deutschland mit Brot für die Welt haben ihre Fusion beschlossen. Das neue Evangelische Werk für Diakonie und Entwicklung besteht aus den zwei Teilwerken: Brot für die Welt – Evangelischer Entwicklungsdienst und Diakonie Deutschland – Evangelischer Bundesverband. 640 Mitarbeitende nehmen ihre Arbeit im Oktober 2012 in Berlin auf. Die Standorte Bonn und Stuttgart werden aufgegeben. Quelle: Pressemitteilung des Diakonischen Werkes der EKD vom 14.6.2012

Stärkung der Partizipation von Migrant*innenorganisationen. In einem Pilotprojekt des Bundesfamilienministeriums und der Bundeszentrale für politische Bildung wurde in Köln das interkulturelle Büro des bundesweiten Modellprojekts „MIGoVITA – Junge Menschen mit Migrationshintergrund: Vielfalt und Teilhabe am Übergang Schule – Beruf“ eröffnet. Über einen Zeitraum von drei Jahren erhalten Migrant*innenorganisationen mit türkischem und russischem Hintergrund sowie Sinti und Roma in 10 Städten professionelle Schulung und Unterstützung rund um das Thema Bildung. Das interkulturell besetzte Team entwickelt die Konzepte dazu und koordiniert die Arbeit von Multiplikatoren. Ziel der Qualifizierung ist es, die Teilhabechancen von jungen Menschen mit Migrationshintergrund zu erhöhen und Ausgrenzungen und Diskriminierungen auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt entgegen zu wirken. Dabei ist eine enge Zusammenarbeit mit dem Netzwerk der Initiative „Jugend Stärken“ vorgesehen. Trotz einer zunehmenden Entspannung auf dem Ausbildungs- und Arbeitsmarkt gibt es vor allem bei Jugendlichen mit Migrationshintergrund weiterhin ungenutzte Potenziale: Laut Berufsbildungsbericht 2012 verlassen immer noch rund 12,8 % von ihnen die Schule